

Nr. 296. Bromberg, den 24. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von Hans Dominik.

(9. Fortsetzung.)

Zunächst drohte ihre große Menschenkenntnis sie im Stich zu lassen. Hinter den gleichmäßig freundlichen Zügen des Japaners zu lesen schien ihr unmöglich. Doch je mehr sie sich in das fremde Gesicht vertiefte, desto mehr begann es sich ihr zu offenbaren. Das war kein Mann alltäglicher Art, bestimmt kein Gelehrter oder Kaufmann, wie sie nach Europa kamen. Vielleicht Militär oder Diplomat . . . wahrscheinlich politischer Agent.

Jetzt wandte der sich zu ihr. Nach ein paar kurzen Worten schmeichelnder Höflichkeit begann er eine Unterhaltung, die Helene schnell fesselte. Sie hatte den wohl richtig taxiert. Ein geistreicher, kluger Kopf, beschlagen auf allen Gebieten gewandter europäischer Konversation. Helene erwies sich als ebenbürtige Gegnerin. In glänzendem, gewandtem Stil flogen die Bälle hinüber und herüber. Herr Forestier wußte selten etwas zu sagen.

Während der Kellner beschäftigt war, die Gedecke abzunehmen, benutzte der Japaner die Gelegenheit, mit einem Seitenblick auf Helene Forestier zuzuraunen: „Spricht die Dame spanisch?" Der schüttelte den Kopf, antwortete dann auf mehrere Fragen des Japaners in spanischer Sprache.

Mein werter Forestier, das soll Ihnen nicht vergessen bleiben, dachte Helene, die ziemlich gut spanisch verstand und jedes Wort gehört hatte. Also was sagten Sie zu Herrn Shugun, Die schöne Frau ist die Gattin eines zweifelhaften Subjektes, das sich ausschließlich mit Geschäften zweifelhaften Charakters befaßt . . . gelegentlich gut zu brauchen . . . zur Zeit in unseren Diensten? . . .

Wir werden gelegentlich darauf zurückkommen, mein lieber Forestier, dachte Helene, während sie ihm lächelnd das Glas entgegenhielt.

„Herr Shugun, würden Sie wohl die Liebenswürdigkeit haben, mir ein paar aufklärende Worte zu sagen? In der letzten Zeit sah ich wiederholt Zeitungen mit der schon jahrelang mißbrauchten Schlagzeile, „Wetterleuchten im Fernen Osten"."

„Ah, die Gnädige befaßt sich auch mit politischen Fragen?"

„Ich würde es gern, aber leider habe ich bisher kaum Gelegenheit dazu gehabt, mein Herr."

In den Augen des Japaners blitzte es kurz auf. Vielleicht traf es sich günstig, daß Forestier in diesem Augenblick ans Telephon gerufen wurde und lange Zeit wegblieb. Als er wiederkam, hätte er bei etwas besserer Beobachtungsgabe wohl bemerken können, daß in dem Gespräch zwischen dem Japaner und Helene ein ernsterer Ton mitklang. Woraus er dann gewisse Schlüsse auf die Unterhaltung à deux hätte ziehen können. —

Als sie sich trennten, hörte Helene mit innerlicher Genugtuung, wie der Japaner zu dem Kellner sagte: „Wollen Sie bitte dem Geschäftsführer bestellen, ich bliebe noch einen Tag länger." —

Frau Helene schlief in dieser Nacht weniger fest und gut als ihr Gatte auf dem Wilden Rain. Das Gespräch mit dem Japaner ging ihr nicht aus dem Kopf. Es waren angenehme Träume, die sie wachend umgaukelten, und sie empfand es als eine brutale Störung, als Alfred Forbin gegen Morgen in ihr Schlafzimmer trat und wütend seine Sachen wegschleuderte.

Nur mit halbem Ohr hörte sie den herausgesprudelten Bericht ihres Mannes über seinen Besuch auf der Alm. Horchte aber interessiert auf, als der von dem rätselhaften Festgebanntsein . . . von der Unmöglichkeit, trotz stärkster Willensanstrengung zu fliehen, sprach. Dann aber lachte sie laut auf:

„Alfred, ich kenne dich ja gar nicht wieder. Was erzählst du da für törichtes Zeug! Hätten wir Zeit, würde ich dir einen Aufenthalt bei Freuds Nachfolger empfehlen . . . Verdrängte Komplexe, mein Teurer! Aber ich glaube dir wohl auch allein die Diagnose dieses Herrn für deine seelische Störung geben zu können. Er würde dir etwa sagen . . ." Helene nahm dabei einen ironisch beschwörenden Ton an „. . . die Nacht . . . ganz allein in einem unbekannten Gelände . . . ein Licht blitzt auf . . . ein Mann mit einem wütenden Hund an der Leine nähert sich . . . das Oberbewußtsein verlangt gebieterisch Flucht. Das Unterbewußtsein sagt: Fliehst du, läßt der Mann den Hund frei. Der holt dich ein, fällt dich an, zerfleischt dich . . . Der Instinkt ist stärker als der Wille . . . Sie bleiben stehen, Herr Forbin. Eine ganz einfache Sache. Überlegen Sie alles noch einmal, Herr Forbin, und Sie werden mir recht geben."

Alfred quittierte Helenes Scherz mit einem halben Lachen. „Weiß der Teufel, Helene! Du kannst wirklich allerhand . . ."

„Sehr schmeichelhaft, mein lieber Alfred. Setz dich bitte in den Sessel und höre, was ich in deiner Abwesenheit so „allerhand" gekonnt habe." —

Als sie geendet, wirbelte Forbin der Kopf . . . Geschäfte aller Art für eine gewisse Großmacht im Fernen Osten . . . Pfunde, Dollars, Jens konnten auf der Straße liegen . . . für den, der es verstand, sie aufzuheben.

Er warf Helene einen bewundernden Blick zu. Diese Frau!

Wirklich, sie war wert, in Gold gefaßt zu werden. Ihr kluger, jeder Situation gewachsener Geist, vereint mit allen Reizen einer schönen Frau . . . welch kostbares Instrument . . . nein, welche Partnerin für ihn! Und wieder, wie schon so oft, ging es ihm durch den Kopf. Wie war es zu erklären, daß diese Frau schon jahrelang sein Leben teilte . . . ein Leben, das durch alle Höhen und Niederungen menschlichen Daseins führte? . .

Was war eigentlich das Band, das sie mit ihm verknüpfte? . . . Liebe? . . . Nein! Wie oft war sie Männern begegnet, jung, schön, reich, die jederzeit bereit gewesen wären, ihr Schicksal mit dem Helenes zu verknüpfen. Doch nie hatte er auch nur mehr als eine freundliche Regung bei ihr bemerkt. Immer wieder kam er zu dem Schluß:

ein Leben in ruhigen, geordneten Verhältnissen als Frau eines Millionärs konnte ihr nicht das bieten, wonach ihr Sinn ging, ihr Blut drängte ... sich mit Leib und Seele dem reizvollen Leben an der Seite eines Abenteurers hinzugeben.

Millionär? ... War er's nicht auch schon manchmal gewesen, wenn ihnen ein ganz großer Coup gelungen war? Doch wie lange hatte die Herrlichkeit immer gedauert? Gab es dann eine Fürstin, die fürstlicher auftreten konnte als Helene? Gab es dann eine Milliardärin, die mit so großzügiger Nonchalance mit vollen Händen Geld auszustreuen vermochte wie Helene?

Nie hatte er auch nur versucht, ihr hindernd entgegenzutreten. Hatte nur still zugesehen, wie sie das doch keineswegs leicht Erworbene in kurzer Zeit unter ihren Händen zerrinnen ließ. Mit fast ehrfürchtiger Bewunderung hatte er ihrem Treiben zugesehen, es geduldet ... Aber, wenn dann alles ausgegeben, Berge von Schulden gemacht waren, die Gläubiger ihnen auf den Fersen saßen, sie nicht wußten, wie sie am nächsten Tage satt werden sollten, niemals war dann ein Wort der Unzufriedenheit, der Klage über ihre Lippen gekommen.

Gleichmütig blieb sie ihrem Wesen getreu im wechselnden Schicksal der Tage. Nur einmal war ein Zerwürfnis zwischen ihnen entstanden, das fast zum Bruch geführt hätte. Als er nämlich zu einer Zeit, da sie gänzlich blank waren, beim Spiel mit ein paar reichen Engländern sich eines Kartenspiels bedient hatte, das fünf Könige enthielt. Er hatte deswegen bei Helene lange um Pardon bitten müssen.

Sein Blick umfaßte sie wie ein kostbares Juwel, wie sie so dalag, die klassisch schönen Arme über den Kopf zurückgeworfen, die Augen zur Decke gerichtet, die Lippen leicht geöffnet, das Bild einer ruhenden Dryade. Er stand auf und trat an ihr Lager heran. Behutsam fuhren seine Hände über die kühle, blendend weiße Haut ihrer Arme, wie wohl der Besitzer einer kostbaren Bronze in der Freude ihres Besitzes liebkosend darüberstreicht. Helene wandte den Kopf zu ihm und sah ihn mit leichtem Staunen an.

„Ah, mein Herr!? Was ist Ihnen?" kam es ironisch von ihren Lippen.

Forbin schüttelte den Kopf. „Nicht das, Helene! Nein, wie würde ich es wagen. Das nicht! Es war nur so ein momentanes Glücksgefühl. Das Glück, dich zu haben. Zusammen mit dir auf neuen Jagdgründen, die neue lohnende und interessante Möglichkeiten bieten, zu pirschen."

Helene verbarg ihr Gähnen hinter der Hand und nickte gleichgültig. Richtete sich dann auf und wandte sich ihm zu.

„Du bist doch hoffentlich von deinen Halluzinationen endgültig geheilt, Alfred? Ich habe mir die Sache eben noch mal genau durch den Kopf gehen lassen und finde beim besten Willen keine andere Erklärung, als ich sie dir vorher gegeben habe. Denn an etwas anderes Übersinnliches ... Übernatürliches zu denken, wäre doch wirklich verrückt. Aber es ist Zeit, sich fertig zu machen. Herr Shugun wird pünktlich sein." —

Es war eine angeregte, inhaltreiche, interessante Unterhaltung zwischen dem Japaner und dem Ehepaar Forbin. Während nach Schluß der Mahlzeit Herr Shugun und Frau Helene noch am Tisch sitzen blieben, entfernte sich Alfred Forbin, um nach kurzer Zeit im Reiseanzug und mit einigem Gepäck wieder zu erscheinen. Nach kurzer Verabschiedung fuhr er zum Bahnhof, um einen Zug nach Norddeutschland zu besteigen. In Kiel gedachte er einige Käufe in Altmetall aus früheren deutschen Marinebeständen zu tätigen.

Herr Shugun setzte seine Unterredung mit Frau Helene noch lange fort. Als er sich empfahl, tat er es mit gemischten Gefühlen... Bedauern... Bewunderung. Bedauernd hatte er einsehen müssen, daß alle seine lockendsten Versuche einer persönlichen Annäherung mit einem leichten Schatten, den Frau Helene über ihr Gesicht gleiten ließ, erledigt wurden, bewundernd hatte er immer wieder ihren Geist, den Geist eines brillanten Diplomaten, feststellen müssen.

Helene nahm aus dieser Unterredung eine Fülle prickelnder Gedanken und vielversprechender Ideen mit. Am nächsten Tag fuhr sie in Begleitung des Herrn Shugun nach Paris.

*

Es war die Nacht „Buddhas Erleuchtung". Sinnend ging der Abt von Gartok in seinem Gemach hin und her. In seiner Hand knitterte ein Zeitungsblatt. Es war eine indische Zeitung, die der Postreiter mitgebracht hatte. Die Nachricht darin, welche den Abt so nachdenklich gemacht hatte, bestand nur aus wenigen Worten. Sie lautete: „Sir Reginald Wegg ist zum Gouverneur von Singapore ernannt worden."

Turi Chan kannte Reginald Wegg von Eton und Oxford her sehr gut. Jahrelang hatten sie dieselben Colleges besucht. Schon als Schüler durch hervorragende Leistungen ausgezeichnet, hatte Reginald Wegg später viele wichtige Posten im englischen Kolonialreich bekleidet. Er galt als Mann von rücksichtsloser Entschlossenheit und Tatkraft. Wenn man ihn in Downing Street für Singapore bestimmt hatte, so mochte man wohl seine besonderen Gründe dafür haben. Singapore, der beherrschende Punkt der ostwestlichen Verbindung Australiens mit dem Mutterland, war im Lauf der Jahre zu einer Seefestung ersten Ranges ausgebaut worden. Es war der Schlüsselpunkt der englischen Vormachtstellung im Osten. Wenn jetzt Reginald Wegg ...

Die Gedanken des Abtes wanderten zurück in seine Jugendzeit ... nach England, dem Lande seiner Mutter, in dem er die erste Hälfte seines Lebens verbracht hatte. Zurück in die Zeit, da er als Weißer unter Weißen westliche Erziehung und Bildung genoß, als Weißer unter Weißen fühlte... Das Zukunftsbild, das er sich damals erträumte, unterschied sich in nichts von dem, was seine Kameraden erdachten, erstrebten. Alle seine Gefühle gingen zur westlichen Kultur, zu westlichen Menschen ... Alle ... auch sein Herz neigte einer Westländerin zu ... der schönen blonden Evelyne ... Auf dem Ball des Königs .. geblendet, hingerissen von ihren verführerischen Reizen, offenbarte er ihr sein Herz ... und dann — daß er nicht in Qual und Scham verging! — ihre spöttische Antwort: „Ich, die Tochter Sir Harrods und... ein gentleman of no good blood? ... wohl ein Irrtum ... ein unverständlicher Scherz ..."

Das ihm! ... Ihm, aus dem Geschlechte Batu Chans, des großen Feldherrn Dschingis Chans! ... Noch immer klang ihm im Ohr das Gelächter der Gäste ... Reginald Weggs ... der hatte später Evelyne Harrod heimgeführt.

Der Abt ging zum Fenster, riß es auf, sog gierig die frische Luft in die hoch gehende Brust. Da fiel sein Blick auf die spiegelnden Scheiben. Was er da sah ... sein Gesicht, verzerrt von Haß und Wut ... er erschrak vor sich selbst. Vor dem Buddhabild in seinem Gemach warf er sich nieder, rang mit sich in langem Gebet. —

Als er sich wieder erhob, war sein Gesicht wie aus Stein gehauen, die Augen wie früher kalt und hart. Er griff nach dem Zeitungsblatt. Die politischen Nachrichten bestätigten, wenn auch stark verklausuliert, was er schon wußte. Die Lage im Osten war und blieb gespannt trotz aller offiziösen Erklärungen. Alle Beteiligten setzten insgeheim ihre Rüstungen fort.

Ein Mann! ... Ein Führer, der es verstand, sein Volk zu entflammen, alle Kräfte der gelben Rasse zusammenzuraffen, und der Krieg war da.

Der Mann! Der Führer! Hatte die gelbe Rasse wirklich keinen Kopf, der die Gunst der Lage richtig erkannte, der energisch genug war, die Verantwortung auf sich zu nehmen? ... Mit vielen bedeutenden Männern Japans, Chinas, stand Turi Chan in regem Meinungsaustausch. Immer wieder hatte er diese Frage gestellt, nie die Antwort bekommen, die er suchte. —

Die Strahlen der Morgensonne mischten sich mit dem Licht, das aus des Abtes Zelle drang. Ein Dröhnen des Klopfers am Tor der Klostermauer riß ihn aus seinem Sinnen. Er trat an das Fenster und schaute hinunter.

Von Sifan geleitet kam ein Pilger über den Hof und wurde zum Gästehaus geführt. Der Abt öffnete das Fenster und hieß den Mönch zu ihm kommen.

„Wer schickt dich? Wen brachtest du?"

Sifan verneigte sich. „Der Abt von Tschaidam, Ehrwürdiger, gab mir den Befehl, den Pilger hierherzugeleiten."

Turi Chan fragte erstaunt: „Wer ist der Pilger? Woher kommt er?"

„Aus dem Lande des Sonnenaufganges kommt er."

(Fortsetzung folgt.)

Christmette.

Wenn die heilige Weihnacht herniedersinkt,
Geht ein Leuchten durch alle Fernen.
Der silberne Bergwald flimmert und blinkt
Unter den glitzernden Sternen.
Der Himmel blaut wie ein Baldachin
Über Wäldern und Fluren.
Bergauf ins silberne Kirchlein ziehn
Schimmerde Schneeschuhspuren. —
Demütig wie ein frommes Gesind
Knien die Beter droben.
Maria, im Schoße ihr Gotteskind,
Muß ihre Bergbauern loben.
Jede Stimme schwingt kräftig und langgedehnt
Im alten Weihnachtschorale. —
Sauber der Reihe nach angelehnt
Ruh'n die Bretteln vor dem Portale.

Frida Schanz.

Christnacht der Tiere.

Eine kleine Geschichte von **Franz Heinrich Pohl.**

Bevor sich der Bauer Gottschalk zur Ruhe begab, ging er, wie immer, noch einmal auf den Hof, um nachzusehen, ob alles in Ordnung wäre. Der Schnee knirschte unter seinen Füßen, als der Mann, von dem Hofhund Putz begleitet, das Geviert abschritt, den Blick besonders prüfend auf Türen und Tore gerichtet. Beruhigt näherte sich der Bauer wieder dem Hause, kratzte sich den Schnee von den Schuhen, blickte noch einmal auf den klaren Sternenhimmel und betrat dann, den großen, rostigen Schlüssel zweimal im Schloß drehend, den Hausflur. Die Weihnachtsluft umfing ihn, die wunderbar aus dem Duft verbrannter Nadeln und Kerzen, Braten- und Backofengerüchen zusammengesetzt war. Langsam stieg der Bauer die knarrende Wendeltreppe hinauf, lauschte einen Augenblick den ruhigen Atemzügen der Kinder und der Bäuerin und ging dann als letzter zu Bett, sofort in tiefen, traumlosen Schlaf fallend.

Der Bauer Gottschalk hatte sich getäuscht. Nicht alles schlief. Sein Jüngster, der kleine Jorg, lag noch wach und blickte mit offenen Augen in das Dunkel. Die Bescherung war zu schön gewesen. Das liebe Christkind hatte nicht nur Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen gebracht, sondern auch den Rodelschlitten, den er sich schon lange gewünscht hatte. Wie würde er morgen durch den Schnee fahren! Dann war aber noch etwas, das den Knaben wach hielt und ihn zwang, die allmählich zufallenden Augen krampfhaft wieder zu öffnen: Die Großmutter hatte ihm etwas ganz Seltsames anvertraut. Als er mit ihr die Weihnachtskrippe aufstellte, wies sie in ihrer Erzählung von der Geburt des Christkindes auch auf Rind, Esel und Schaf hinter der Krippe und sagte geheimnisvoll: „Weil die Tiere so brav zu dem Christkindel gewesen sind, als es in ihrer Krippe gelegen hat, dürfen sie in der Weihnachtsnacht, wenn es Mitternacht schlägt, eine Stunde lang reden. Sie preisen dann unsern lieben Herrgott, aber sie klagen auch die Menschen an, die nicht gut zu ihnen gewesen sind."

Daran mußte der kleine Jorg immer denken. Und er hatte sich fest vorgenommen, um Mitternacht in den Stall zu schleichen und den Tieren zuzuhören. Zwar hatte es von dem Kirchturm erst zehn Uhr geschlagen, und es war sehr schwer, die Augen aufzubehalten, aber wenn Jorg merkte, daß der Schlaf ihn übermannen wollte, kniff er sich tapfer ins Bein und wurde wieder ganz wach. So gelang es ihm dann auch, die elf Glockenschläge zu zählen, und eine Weile später kroch er aus dem Bett. Er nahm sein Kopfkissen unter den Arm, ging auf Zehenspitzen zur Tür und gelangte unbemerkt auf die Treppe. Schnell lief er die Stufen hinab, durch die Küche, den langen Gang und stand schon vor der Kuhstalltür. Zufrieden atmete das Kind den wohlvertrauten warmen Stalldunst ein. Der Mond schien matt durch die kleinen, trüben Scheiben und beleuchtete hier den glänzenden schwarzweißen Rücken, dort die breite, hörnerbewehrte Stirn eines Rindes. Der kleine Abendteurer trat zu dem Verschlag für das Jungvieh, schob ein Bund Stroh dicht an die Bretter, wickelte sich das Kissen um den Leib und legte sich hin.

Noch war im Stall alles ruhig. Nur hin und wieder wälzte sich ein schwerer Körper auf die Seite, eine Kette klirrte leise, oder eine Kuh muhte dumpf, die wohl von Sonne und grünen Wiesen träumte. Dem Knaben wurde es allmählich beklommen zumute: Was würden wohl die Kühe und der große Bulle erzählen? Hatte er sich denn nicht auch manches vorzuwerfen? Ihm fiel ein, wie er im Sommer auf der Weide die Tiere mit seinem Stecken geschlagen und gejagt hatte. Und die Kälber kitzelte er damals mit Strohhalmen in der Nase und trieb seinen Schabernack mit ihnen. Würden sie nun alles dem lieben Gott klagen? Jorg wollte sich erheben, um wenigstens die Großmagd zu wecken, aber seine Glieder waren wie gelähmt. Erschauernd hörte er den dumpfen, blechernen Klang der Turmuhr, und sogleich war es ihm, als ob ein geheimnisvolles Flüstern durch den Stall wehte. Ein seltsames, weißes Licht strahlte auf, in dem Jorg erkennen konnte, wie die Kühe böse auf ihn blickten und der Bulle wild mit den Augen rollte. Ein feuchtes, kühles Maul strich über sein Gesicht. Und nun begannen die Tiere mit menschlichen Stimmen zu reden — — —.

Mitten in der Nacht wurde die Bäuerin wach, weil sie einen kalten Luftzug spürte. Sie richtete sich im Bett auf und sah zu ihrer Verwunderung, daß die Tür offen stand. Sollte der sonst so gewissenhafte Bauer vergessen haben, sie zu schließen? Kopfschüttelnd stand sie auf und ging durch die Stube — da stockte ihr Schritt: Das Bett des kleinen Jorg war leer! Nach einem Augenblick des Erschreckens lächelte die Bäuerin: Das Kind war wohl aufgewacht und hatte Sehnsucht nach den Schätzen der Weihnachtsstube bekommen. Schnell zog sie sich den Rock an, nahm ihr Umschlagetuch um die Schultern und eilte die Treppe hinunter, unterwegs ein Licht anzündend. Aber vergebens irrte sie, immer ängstlicher werdend, durch Stuben, Kammern und Küche. Ins Freie konnte Jorg nicht gelangt sein, da die Haustür fest verschlossen war. So kam die Mutter auf ihrer Suche dann auch in den Kuhstall. Und da fand sie endlich ihr Kind, wie ein Igel zusammengerollt, neben dem Kälberverschlag auf einem Strohbündel schlafend. Sein Kopf berührte fast den des kleinen Bleß-Kalbes, das dicht bei den Latten lag. Liebevoll nahm sie den Knaben in ihre Arme und entdeckte zu ihrer Verwunderung, daß sein Gesicht ganz naß von Tränen war.

„Aber, Jorgele, warum hast du denn geweint?" fragte sie mitleidig.

Der Knabe öffnete schlaftrunken die Augen und schloß sie beruhigt wieder, als er das gute Gesicht der Mutter über sich sah: „Das Kälbel — ich quäl's nicht wieder!" flüsterte er und schlief weiter.

Als Jorg Gottschalk morgens am Frühstückstisch saß, blickte er ängstlich den Vater und die Geschwister an, ob sie ihn nicht mit seinem nächtlichen Abenteuer hänseln würden. Aber da niemand etwas äußerte, wußte er nun, daß seine Mutter nichts erzählt hatte und er nur mit ihr das Erlebnis teilte. Es erschien ihm in der Erinnerung so wunderbar, daß er die Grenzen von Traum und Wirklichkeit nicht zu erkennen vermochte.

Der Sonderling im Todestal.

Von **H. Ernst Uhde.**

Kein Land ist wohl so reich an sonderbaren Existenzen, an Männern, die auf die seltsamste Weise ein Vermögen erwarben und es ebenso wieder verloren, wie die Vereinigten Staaten. Nur in Amerika kann man darauf rechnen, ein Original wie „Todestal-Scotty" zu treffen, eine der merkwürdigsten Gestalten, welche die Neue Welt kennt.

Im südöstlichen Kalifornien wohnt dieser Mann, der eigentlich Walter Scott heißt, zwischen den kahlen Felsen des Todestales, dieser schrecklichen, von einer Salzkruste überzogenen Wüste, des heißesten und wasserärmsten Teiles der Union. Unzählige Menschen haben in diesem Tal einen elenden Tod gefunden. Von hier aus nun unternahm „Todestal-Scotty" seinerzeit jene Aufsehen erregende Fahrt quer durch die Vereinigten Staaten, die Veranlassung gab, daß sein Name in Riesenlettern auf den Vorderseiten aller

amerikanischen Zeitungen erschien; als der Name eines Mannes, der mit Gold und Banknoten geradezu um sich warf.

„Woher hat der Mann das viele Geld?" fragte begreiflicherweise ganz Amerika. Scotty aber blieb die Antwort schuldig, so daß die Frage heute noch unbeantwortet ist.

In Covington im Staate Kentucky hatte Walter Scott Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt. Er war sechs Jahre alt, als seine Eltern nach Nevada übersiedelten, wo der Junge das Wüstenleben kennen lernte. Zwölfjährig sah er zum ersten Male das Todestal, da er als Viehtreiber eine große Rinderherde durch dies wasserlose Gebiet zu führen hatte.

Ein Zufall macht Scott, der ein ausgezeichneter Reiter und nie fehlender Schütze geworden war, mit dem berühmten Buffalo Bill bekannt, den er auf einer Weltreise begleitete. Nach Amerika zurückgekehrt, führte sein erster Weg ihn in das Todestal. Die Wüste lockte, und Jahre hindurch hörte niemand etwas von Walter Scott.

Dann erschien plötzlich auf dem Bahnhof von Barstow in Nevada eine braungebrannte Gestalt, die einen Sonderzug nach Los Angeles bestellte. Ein Packen Banknoten überwand die Bedenken des Bahnhofsvorstehers, und „Todestal-Scotty" — denn er war es — erhielt seinen Wunsch erfüllt.

In Los Angeles mietete er im vornehmsten Hotel ein ganzes Stockwerk und begann dann wie ein Verrückter das Geld mit vollen Händen auszugeben. Er verteilte Trinkgelder von 50 Dollar und mehr und führte ein Leben, wie man es selbst in der lebenslustigen südkalifornischen Großstadt nicht kannte. Bis er eines Tages wieder zum Bahnhof fuhr und einen Sonderzug über Santa Fé nach Chicago verlangte. Ausdrückliche Bedingung Scotts war dabei, daß die ganze, Tausende von Kilometern lange Strecke frei gemacht werden müsse, damit er, „Todestal-Scotty", ohne auch nur eine Minute unnötigen Aufenthalts reisen könne. Die schnellste Lokomotive und der schönste Pullmann-Wagen wurden alsbald bereitgestellt, und Scotty fuhr ab. Um sicher zu gehen, daß man auch mit größtmöglicher Schnelligkeit fuhr, hielt sich der sonderbare Reisende nur selten in seinem Wagen auf; meistens saß er neben dem Maschinisten auf der Lokomotive, wo er für noch schnellere Fahrt Prämien aussetzte. So kam es, daß der Zug streckenweise mit 170 Stundenkilometern dahinsauste. Das war damals eine unerhörte Geschwindigkeit.

Einmal im Osten der Vereinigten Staaten angekommen, trieb Scott es nur noch toller. In einem Vierspänner fuhr er durch die Straßen und warf Geldstücke unter die begierig herbeieilende Menge. Zwischen den Knien hatte er einen ansehnlichen Behälter voll dieser begehrenswerten Münzen stehen, und wollte sich krank lachen, als er die Menschen in unentwirrbaren Haufen übereinanderstürzen sah. Als man Scott um eine Erklärung für seine unerklärliche Verschwendung bat, meinte er lächelnd: „Wieso Verschwendung? Im Todestal besitze ich eine unerschöpfliche Goldgrube."

Dahinten in Nevada schüttelten indessen die alten erfahrenen Goldgräber die Köpfe. Eine Goldgrube? Lächerlich! Scotty konnte ja nicht mal mit einem Schiebkarren umgehen, und der sollte Gold zu graben verstehen? Kam gar nicht in Frage. Ein Chemiker erklärte indessen gleichwohl, daß Scott ihm Goldproben zur Prüfung vorgelegt habe; er war indessen auch der einzige, der ungemünztes Gold in den Händen des Abenteurers gesehen hatte.

Natürlich gab es zahlreiche Goldlüsterne, die Scott folgten, um seinem Geheimnis auf die Spur zu kommen, aber jener erwies sich schlauer als sie alle. Denn Scott kannte sein Todestal auf das Genaueste und verschwand, wenn die Verfolger ihm lästig wurden, als habe die Erde ihn verschlungen. Die Goldlüsternen erlitten einen elenden Durst-tod.

Seit mehr als drei Jahrzehnten haust Walter Scott nun schon im Todestal. Er hat sich dort ein maurisches Schloß bauen lassen, dessen einzelne Teile durch unterirdische Gänge untereinander verbunden sind. Alle Baustoffe mußten mit Pferd und Wagen über 160 Kilometer weit mühsam an den Fuß der „Begräbnisberge" herangeschafft werden. Betonwände von einem Meter Dicke schließen die Wüstenhitze aus, jeder erdenkliche Luxus findet sich in dem Schloß, unter anderem ein unterirdisches Schwimmbecken und eine Orgel im Werte von 50 000 Dollar.

Es sind erst wenige Jahre her, seit Scott seinen Landsleuten die größte Sensation seines Lebens verschaffte. In den Zeitungen erschien eine Erklärung von ihm, wonach er sein ganzes Vermögen verloren habe. Die Goldgrube mit ihren unerschöpflichen Schätzen hätte nur in seiner Einbildung bestanden, das Schloß mit allem Zubehör gehöre seinem Teilhaber Johnson, dem Inhaber einer großen Versicherungsgesellschaft. Er selbst habe keinen Cent mehr. Wieder erschien der Name Scott in Riesenlettern in den Zeitungen. Ganz Amerika war in höchster Aufregung, als ein neuer Schlag folgte. „Todestal-Scotty" gab eine neue Erklärung heraus, wonach die erste nicht zutreffe. Mit der Goldmine sei alles in bester Ordnung. Johnson betätige sich im übrigen nur als Bankier, was dieser als richtig bestätigen mußte.

So zerbricht man sich drüben noch immer den Kopf über die Herkunft von Scotts Millionen, deren Besitzer inzwischen wieder sein maurisches Schloß im Todestale in Nevada bezogen hat und sich wahrscheinlich über die Dummheit der Menschen ins Fäustchen lacht.



Die Maus erschreckt die Löwenbändigerin.

Tierbändiger pflegen mutige Menschen zu sein, vor allem dann, wenn sie es mit großen Raubtieren zu tun haben. Das gleiche gilt, wenn dieser nicht ungefährliche Beruf von Angehörigen des schöneren Geschlechts ausgeübt wird. Aber gefährlicher als Löwen und Tiger ist für jede Evastochter bekanntlich eine Maus, und dies sollte sich kürzlich wieder einmal in einem Londoner Zirkus bewahrheiten. Hier trat eine Löwenbändigerin mit vier der großen Katzen auf. Die Vorführungen waren in vollem Gange und spielten sich reibungslos ab, als plötzlich ein kleines Mäuschen durch den Käfig huschte. Es sehen und mit einem lauten Schrei angesichts ihrer vier Löwen in Ohnmacht fallen, war für die Löwenbändigerin eins. Die Raubtiere sprangen nach kurzem Stutzen auf ihre plötzlich machtlos gewordene Herrin zu, und dieser wäre es wohl übel ergangen, hätten nicht einige Wärter durch Schreckschüsse die Tiere zurückgetrieben. Nach einigen Minuten kam die Löwenbändigerin wieder zu sich und setzte trotz des Zwischenfalls die Vorführungen fort, was jedenfalls als Zeichen der Tapferkeit gelten kann. Allerdings — die Maus war ja auch längst verschwunden.





Der Kinokontrolleur daheim am Weihnachtsheiligabend: „Bitte, nicht drängeln, Sie kommen gleich hinein, bitte einzeln gehen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.